

Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 10 (1934)
Heft: 42

Artikel: Der Schweizerkönig [Fortsetzung]
Autor: Lavater-Sloman, Mary
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-754908>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

MARY LAVATER-SLOMAN

Der Schweizerkönig

ROMAN NACH HISTORISCHEN MOTIVEN UND PRIVATBRIEFEN
DES BASLER BÜRGERMEISTERS JOHANN RUDOLF WETTSTEIN
AUS MÜNSTER UND OSNABRÜCK

XVII.

9

Copyright by Verlag Rascher & Co. A.-G., Zürich

In Münster war ein Treiben wie nie zuvor, seitdem Europa die kleine Stadt zu ihrem Treffpunkt ausersehen. Auch die protestantischen Gesandtschaften waren aus Osnabrück herübergekommen, um endlich den Friedensknoten zu schlingen. Es lag eine fieberhafte Unruhe über der Stadt; jetzt hieß es festhalten oder nachgeben, verlieren oder gewinnen; die letzten entscheidenden Züge standen bevor, jedenfalls wogten sich die Unterhandelnden des Sommers 1647 in diesem Glauben; jede kleinste Figur im Spiel war von Bedeutung.

Es war Anfang August; im Rathssaal hatte eine Debatte zwischen Franzosen und Kaiserlichen stattgefunden, die unter dem glatten diplomatischen Oberwasser ein stürmisches Hinundwiderwallen aufgewühlt hatte.

Als d'Avaux nach Stunden des Kampfes auf die Rathstreppe hinaustrat, die zweiteilig zum Platz hinunterführte, sah er Dr. Volmar vor sich, der im Begriffe war, nach rechts hinunterzusteigen. Einen Augenblick zögerte der Graf, dann trat er an Volmars Seite, denn es gab einen Punkt, über den er unbedingt dem kaiserlichen Gesandten einige Anhaltspunkte entlocken mußte. So sagte er in freundschaftlichem Tone:

«Wir haben bei unserer Debatte keine Zeit gefunden, vom schweizerischen Friedensartikel zu sprechen, ich fürchte, auf des Kaisers Huld muß die Eidgenossenschaft verzichten; oder haben Sie günstigen Bericht aus Preßburg gehabt?»

Volmar knieft die Lippen zusammen; mit einer Handbewegung nötigt er d'Avaux, zu seiner Rechten zu gehen. «Durchaus günstigen Bericht, lieber Graf», antwortet er in vertraulichem Plauderton, «Trautmannsdorf schreibt mir, der Kaiser sei sehr besorgt um die Freundschaft seiner lieben Eidgenossen. Ein Entschluß sei gefaßt und würde uns demnächst übermittelt werden. «Volmar nimmt den Hut ab, um d'Avauxs scharfen Blick auszuweichen und streicht liebevoll über die weiche Straußenfeder.

Der Graf stutzt mühsam auf seinen hohen Absätzen neben ihm über das holperige Pflaster. «Es würde mich für Wettstein freuen, wenn aus der Hand des Hauses Habsburg die Souveränität hervorginge», meint er milde, «da wir aber gewillt sind, unseren Bundesgenossen gegen Uebergriffe des Reiches den Rücken zu decken, werden wir kaum umhin können, dem Kaiser zuvorkommen.» Der Graf zieht den Hut und verabschiedet sich.

Volmar wendet sich verblüfft zum Gehen... hat d'Avaux die Wahrheit gesprochen? Wenn man das wüßte! Aber es scheint, als seien die Franzosen im Begriffe, dem Kaiser den Rang abzulaufen. Herr des Himmels, wenn sie die Idee fassen sollten, die Schweiz mit besonderen Klauseln an sich zu binden! Der Artikel scheint bereit, was wird Wettstein zu unterschreiben haben? Seine Gedanken wandern an den vielgestaltigen Hof zu Preßburg... verflucht, diese Hofräte! Vielleicht ist ihr Hinauszögern inzwischen für Ferdinand verhängnisvoll geworden.

Volmar geht aufgeregt dahin und sagt sich, er müsse noch heute Wettstein warnen, aber da tritt ihm der Abgesandte Kurbrandenburgs entgegen und verpflichtet ihn, einer dringenden Konferenz beizuwohnen. Morgen vormittag besuche ich Wettstein, tröstet sich Volmar, die Franzosen pflegen nicht schnell zu arbeiten.

D'Avaux war, solange ihn Volmar sehen konnte, gemächlich dahingegangen, aber kaum von einer Häusercke verdeckt, eilte er trotz der Hitze in raschem Tempo

zum herzoglichen Palais. Auch er fragte sich, ob Volmar die Wahrheit gesagt habe und der Kaiser wirklich entschlossen sei, die Wünsche des Reiches seinen Hausinteressen zuliebe hintanzusetzen.

Es mochte wohl sein, denn Ferdinands Vorteil lag ersichtlich eher bei den Eidgenossen, als bei dem schwer zu zügelnden Reichskörper... nun gut, sagte d'Avaux zu sich selber, so wird Wettstein den französischen Friedensartikel bekommen, den er nicht hat erbiten und nicht erretzen können. Jetzt ist der Moment günstig. Der Arme, er ist vom langen Warten nach zwei Seiten hin zermüht und wird keine Schwierigkeiten machen, auch eine kleine Zusatzklausel zu unterschreiben.

D'Avaux durchschreitet die kühlen Vorzimmer des Herzogs, ihm kommt ein unübertrefflicher Einfall. Der alte Herr muß den Schweizerkönig königlich bewirten.

Longueville ist sogleich einverstanden, einerseits weil es ihm stets eine Herzerfrischung bedeutet, wenn ihn der starke, reine Geist aus Helvetien anweht, andererseits erweist er gern dem Schweizer Gesandten eine Ehre, denn der Herzog hat ein Faible für die Eidgenossen. Ist es das harmlose Leben, das er in seinem Fürstentum zu führen liebt, ist es der gute Neuchâtel Wein oder gar die Bereitwilligkeit, mit der die Notabeln seines Ländchens ihm Gelder vorstrecken? Einerlei, er liebt die Eidgenossen, seine guten Nachbarn.

Wenn er, Longueville, dem Bürgermeister eine Ehrenkette verliehe, was d'Avaux dazu meine, fragt er in seiner besten Laune. D'Avaux ist der Ansicht, Wettstein habe sie verdient, im übrigen sei ein solches Geschenk im Moment, da man von ihm die gewisse Zusage erhalten möchte, sehr angebracht.

Zu diesem Zwecke eine Ehrengabe? Nein, ein Wettstein sei nicht am Narrenseil der Eitelkeit zu lenken. D'Avaux jedoch redet dem Herzog seine Zweifel aus. Bei aller Ueberlegenheit sei der Schweizerkönig auch nur einer unter den vielen Männern, die hier um einen Platz in der Welthistorie kämpfen. Er, d'Avaux, empfehle eine Ehrengabe als leichten Druck gegen allfällige Widerständigkeit.

Wettstein war am nächsten Morgen schon um die zehnte Morgenstunde mit der Ausschmückung seiner Person beschäftigt, wie er sich ausdrückte, denn das überraschend angesagte Prunkmahl im herzoglichen Palais fand um elf Uhr statt. Aber während er die feinen Manschetten des Brabanter Leinenhemdes unter den Ärmeln seines Wamses hervorzoog, während er sein Haar kämmte und die Seidenstrümpfe glatt heraufstrich, beim Anlegen der Schnallenschuhe, ja, bei jeder Handierung überlegte er: was will Longueville von mir? Eine herzogliche Galatäfel hat ihre besonderen Gründe... und doch bin ich der Verlangende, nicht er... was haben die Franzosen vor?

Mittlerweile war das schwere, steife Samtgewand von seinem Holzrechen heruntergenommen, an dem es unter der Zimmerdecke aufgehängt wurde und dem Bürgermeister übergestülpt und umgehängt. Giggishans war unzufrieden, daß sein Herr so gemagert hatte; in ein Staatsgewand gehörte ein ansehnlicher Bauch. Was sollten die Franzosen denken! Daß es bei den Schweizern nichts zu essen gab. Gottlob waren die Schultern des Gewandes gehörig ausgestopft, so daß sie in breiter Würde den schweren Mantel trugen.

Über das Anlegen der Halskrause stöhnte Johann Rudolf weidlich und Fritz sagte vorwurfsvoll: «Hättest du dich inzwischen an die Spitzenkragen gewöhnt, so wäre es dir jetzt frei und leicht um den Hals.»

«Dann müßte ich auch eine lange Lockenperücke tragen, die einem heiß macht, als hätte man sich ein Federkissen auf den Kopf gebunden.» Ruedi setzte seinem Onkel den mächtig hohen Filzhut auf, der Korporal nestelte an der Seidenschnur des Gürtels. Johann Rudolf reckte erhitzt und ungeduldig die Arme.

«So, jetzt fahrt ab; ich bin fertig.»

Vom Korporal und Ruedi begleitet, begab Wettstein sich möglichst langsamen Schrittes, um in nicht noch größere Hitze zu geraten, zur Residenz des Herzogs.

Zur selben Zeit, als sich Wettstein auf dem Wege zu Longueville befand, stieg Volmar vor des Bürgermeisters Quartier aus seinem Wagen. Nachdem er von Giggishans gehört, wohin sein Herr gegangen, stieß er zornig den Stock auf den Boden. «Zu spät», murmelte er. Nun mußte der Himmel verhüten, daß Wettstein unterschrieb, was nie wieder gutzumachen war. Er stieg voller Besorgnis in seinen Wagen. Wettstein war zwar ein außergewöhnlich heller Kopf, aber so viel Ehrlichkeit wie der Bürgermeister besaß, mußte einmal zu Fall kommen.

Inzwischen ließ Wettstein sich von vier Dienern durch ein Vorzimmer zum Kabinett des Herzogs führen. Kaum war die Türe aufgerissen, so erhob sich der Herzog und eilte Johann Rudolf mit ausgestreckten Händen bis zur Schwelle entgegen. Er sei soeben von einer Visite bei dem holländischen Gesandten zurückgekehrt, ihm sei ganz grau zumute, der Bürgermeister müsse ihm die gute Laune wiedergeben; ob er den neuen holländischen Gesandten kenne?

Wettstein kannte ihn und mußte in Gedanken lachen, wenn er den phlegmatischen, vor Pedanterie und Tugend feist gewordenen Holländer mit dem eleganten, beweglichen Franzosen verglich. Johann Rudolf, der des Herzogs Leidenschaft für seine Bildersammlung kannte, fragte ihn, ob er neue Ankäufe gemacht. Longueville zeigte ihm darauf bereitwillig die Schätze, die er vor kurzem erworben hatte, mit ganzem Herzen schien er aber nicht bei der Sache. Wie unabsichtlich führte er Wettstein in sein Privatkabinett.

Hier stellte der Herzog sich feierlich vor seinen Schreibtisch und verkündete Johann Rudolf mit gehobener Stimme, wenn er sich die Ehre gegeben habe, den Herrn Gesandten einzuladen, so sei es, um dem Herrn Gesandten in aller Form die Friedensartikel zu überreichen.

Unter dem beobachtenden Blick des Herzogs bewegte sich kein Zug in Johann Rudolfs Miene. Sein Dank fiel sehr gemessen aus, obgleich ihm alle Pulse schlugen in der Erregung zu wissen, warum jetzt, gerade jetzt seinem monatelangen Wunsche Erfüllung wurde. Bedeutete der plötzliche Entschluß der Franzosen, daß die Antwort des Kaisers nahe war? Aber nein, noch gestern hatte ihm Volmar das Gegenteil versichert.

Longueville ließ Wettstein Zeit, das Schriftstück zu studieren. Ueber den Grund seines Entgegenkommens aber verlor er kein Wort. Als Johann Rudolf den Bogen niederlegen wollte, griff Longueville nach dem Papier und überreichte es Wettstein.

«Sind Sie zufrieden mit uns, Herr Gesandter? Sie haben lange auf den Artikel warten müssen, aber ich fürchte, das Warten haben Sie nicht nur durch uns erlernt.»

«Wer mit großen Herren zu tun hat, muß auch große Geduld haben», sagte Johann Rudolf gelassen, nur um seine Augen zuckte es in unterdrücktem Schmerz. Dann schob er mit Worten aufrichtiger Dankbarkeit das heiß-

(Fortsetzung Seite 1320)

umstrittene Papier in frommer Zärtlichkeit unter sein Wams. Das Schreiben schien ihm wie ein Wunder vom Himmel gefallen, aber noch mischte sich eine leise Furcht in seine Freude, welche Gegenleistung der Herzog fordern möchte.

Longueville aber schien an keine Gegenleistung zu denken, er nahm Johann Rudolfs Fingerspitzen und führte ihn in den Eßsaal. Aus dem Hintergrunde eilten zwei Lakaien herbei, jedem der Herren ein Handtuch zu reichen, das an einem Ende feucht war und einen zarten Wohlgeruch verbreitete. Johann Rudolf fühlte sich auf die Erde zurückgefallen, er krauschte die Stirn, als er sich die Hände wusch und mit dem trockenen Ende des Tuches nachrieb. . . weibischer Gestank, dachte er; drei Tage wird man ihn nicht los werden!

An den Längsseiten des Tisches, der wohl für zwölf Personen Platz hatte, setzten sich die Herren in Hut und Mantel einander gegenüber. Einige Schritte hinter ihren Stühlen standen hüben und drüben je sechs Mann mit Feuerrohren und zwei Hellebardiere; hart neben den Speisenden ein Diener, der die Teller zu wechseln hatte. Etwa zwanzig Edelleute trugen von der Kredenz die Platten herüber, acht Schüsseln zunächst, hauptsächlich französische Suppen. In einer mächtigen silbernen Schüssel, die in die Mitte des Tisches gestellt wurde, lagen Täubchen, nicht größer als Wacheln. Während der Herzog sich des längeren über Fortifikationen von Städten verbreitete, zählte Johann Rudolf heimlich die winzigen Tierchen: sechzehn, achtzehn Stück! . . . «Warum unsere Stadt nicht befestigt ist? Wir sind eine Handelsstadt und brauchen freie Wege und offene Tore; immerhin haben wir gutausgefüllte Gräben. Auch besitzen wir zwei Fortifikationen, die sind unser bester Schutz: Gott und unsere guten Freunde.»

Johann Rudolf verneigte sich huldigend vor dem Herzog; Longueville sprang auf, riß den Hut vom Kopfe und trank auf das Wohl der Eidgenossenschaft. Wettstein tat ihm stehend Bescheid. Und bevor er noch die Gesundheit des kleinen Königs ausbringen konnte, hatte Longueville ein zweites Glas ergriffen und es zum Wohle der Stadt Basel geleert.

Wettstein geriet durch dieses Uebermaß an Gunst in einige Verlegenheit, denn es war nicht angängig, daß der Königstoast als dritter kam. Während er noch darüber nachdachte, wie er sich aus der heiklen Lage ziehen könnte, brachten junge Edelleute acht neue Platten, die sie geschickt auf dem Tische verteilten. Hammelfleisch, Rebhühner, Kapaune und allerlei anderes Fleisch und Geflügel, zierlich gespickt und mit Manschetten aus Blättern und Blumen verziert, damit die Hand, die die Knochenenden zu halten hatte, nicht gar zu sehr beschmutzt würde.

Der Herzog schnitt seinem Gaste selber vor. Aus einem Lederetui hatte man ihm ein goldenes Instrument gereicht, das einer winzigen Heugabel ähnlich sah. Damit spielte er ein Stück Fleisch auf, von dem er mit einem hübschen, dolchartigen Messer Stücke herunter schnitt.

Ein Herr trug den mit Fleisch beladenen Teller um den Tisch herum bis zu Johann Rudolf, der sich nun daran machte, die Stücke möglichst zierlich auf die Spitze seines Messers zu speien und in den Mund zu schieben. Nur selten benützte er die linke Hand zum Helfen; und war sie beschmutzt, so reichte ihm augenblicklich ein junger Herr ein feuchtes Tuch.

«Eure herzogliche Gnaden haben ein hübsches Instrument, um das Fleisch zu halten.»

«Unsere Königinmutter braucht ein ähnliches, um das Fleisch sogar damit zum Mund zu führen. Die Sitte wird sich verbreiten, lieber Bürgermeister, es wird noch die Zeit kommen, wo jeder Gaste eine Gabel besitzt und sie zum Mahle mitbringt. . . diese ganz Manschettenverzierung um die Knochen wird bald überflüssig sein.»

«Bei uns werden solche Königssitten niemals aufkommen, aber Eurer herzoglichen Gnaden stehen sie wohl an.» Johann Rudolf erhob sich und bat, die Gesundheit des Herzogs ausbringen zu dürfen. Longueville ließ sich ein gefülltes Glas reichen und trank es zum Zeichen des Dankes stehend aus.

Wettstein hätte an diesem glühendheißen Augusttag um die Welt gern seinen schweren Mantel abgelegt; die vielen scharfgewürzten Speisen, die mancherlei Weine, die man ihm bald in Silber, bald in Gold, bald in Glas kredenzte, das Aufstehen und Niedersitzen, dazu die ständige Gespanntheit auf des Herzogs geheime Absichten machten ihm entsetzlich heiß. Gottlob wischte sich der Herzog verstohlen mit einem Spitzentüchlein die Tropfen ab, die unter der dicken Perücke hervorrieselten. Auch Johann Rudolf betupfte das Gesicht. Nun galt es noch, auf das Wohl der Herzogin zu trinken, dann erst würde der Herzog mit seinem schweren Geschütz aufrücken.

Inzwischen war der dritte Aufsatz gereicht; wieder acht Platten: Wacheln, Fische, Reh, Hase mit allerlei fremdartigen Gemüsen vermischt, die Johann Rudolf mit Mißtrauen betrachtete, aber gefaßt herunterraß. Artischoken hieß das eine, Tomaten das andere. In Fayencebecken gab es winzige Erbsen, die mit dem Löffel gegessen sein wollten. Der Bürgermeister schüttelte innerlich den Kopf. Für ein solches Spielereissen hatte der Herzog ein ausgedehntes Gemüseland vor der Stadt anlegen lassen. . . das paßte zu den duftenden Handtüchlein.

Wettstein war im Grunde der Ansicht, daß Männer mit so weibischen Neigungen nicht ernst genommen werden konnten.

Der Herzog wollte wissen, wie Johann Rudolf die Tomaten mundeten und er sah dann wohl aus der vorsichtigen Antwort, daß er keinen Gemüseliebhaber vor sich hatte. . . «Ihr zieht wohl wenig Gemüse in Basel?»

«Bei uns herrscht noch die Ansicht, daß man essen soll, um satt zu werden, nicht aber um ein Vergnügen zu haben.»

Der Herzog lachte amüsiert auf. «Ich habe aber in Eurem Gasthaus zu den »Drei Königen« schon trefflich gespeist.»

«Unsere Gasthöfe kommen dem Geschmack der Fremden entgegen.»

«Aber Eure Salmen werdet Ihr doch selber verspeisen?»

«Gewiß, aber feine Gastereien, wie Eure herzogliche Gnaden sie gewohnt sind, werden nur bei Hochzeiten oder den Festen der Zünfte hergerichtet.»

«Ach, Wettstein, reden Sie nicht wie ein strenger Magister, Ihre Stadt ist schön und lieblich.» Longueville lehnte sich in den Sessel zurück und schaute schwermütig zur Decke auf. «Ihr kennt keinen Hof mit steilen Leitern des Ehrgeizes, an denen ein habgieriger Adel hinaufklettert; wo die Starken die Schwachen hinunterstoßen oder die Geschickten die Ehrlichen. Bei uns starrt alles wie gebannt nach dem Throne, Ihr schaut mit besinnlichem Blick auf Euren klaren, schnellfließenden Rhein, oder es ziehen Eure Gedanken in die Weite bis zu den freien silbernen Firnen, und schaut Ihr aufwärts, so sucht Ihr Gottes Antlitz und kein Menschengesicht. Meine glücklichsten Zeiten habe ich in meinem Fürstentum Neuchâtel und mit meinen eidgenössischen Nachbarn verlebt. . . es weht eine gesunde Luft in Eurem Lande.»

Johann Rudolf wurde es unbehaglich bei der Lobeshymne des Herzogs. Zu schöne Worte erzeugen leicht einen Katzenjammer, der sich nachträglich gegen den unschuldig Zuhörenden richtet. Deshalb begann er mit einigen Zweifeln von der Luft des helvetischen Landes zu reden. «Unsere Männer erfüllen in letzter Zeit die Atmosphäre reichlich mit Tabaksrauch.»

«Entsetzlich! Der Herzog warf ernüchtert beide Hände in die Luft. «Bei dem holländischen Gesandten ist auch stets ein Quaal, als wolle er hundert Schinken räuchern. . . wie kann ein Mann nur hoffen, je einer Frau zu gefallen, wenn er in Kleidern und Haaren den Geruch wilder Indianer mit sich trägt.»

«Unsere Männer bemühen sich nicht, den Frauen zu gefallen, und in Holland ist es wohl ähnlich. Wir denken: die Weiber haben uns zu nehmen wie wir sind.»

«Das ist aber ein Kapitalfehler in der Liebeskunst, darin werden wir einig sein.»

Aber Johann Rudolf zog die Augenbrauen hoch und sah den Herzog in ruhiger Ueberlegenheit an. «Eure herzogliche Gnaden, jedes Land hat die Sitten, die es braucht. Unser Volk ist ganz auf seine Arbeit gestellt. Wenn wir nicht Mann für Mann und Weib für Weib unsere ganze Kraft an die Erfüllung der nächstliegenden Pflichten setzen, wären wir bald von unsern reichen Nachbarn zu Boden gedrückt. Das Schweizerland ist arm, unser Kapital ist der Fleiß; unser Gold Zuverlässigkeit und Treue von einem zum andern. Da ist für Liebeskünste kein Raum. Unsere Künste liegen auf anderm Gebiet. Muß nicht jedes Volk die Vorzüge ausnützen, die ihm von der Vorsehung verliehen wurden?»

Longueville wiegte lächelnd den Kopf. «Wir lieben die üppigen Früchte des Lebens, er streckte seine gepflegte Hand aus und nahm einen Pfirsich aus der Desertschüssel, denn auch der bewußte Genuß kann stärken; nicht nur die Härte der Entsagung macht Charaktere. Er reichte die Frucht Wettstein über den Tisch hinüber. «An meiner Tafel zum mindesten dürfen Sie keine Genüsse verschmähen.»

Für Sekunden ließ Longueville den Blick auf seinem Gaste ruhen, ob er die versteckte Anspielung auf seinen vielseitigen Hofstaat aufgreifen würde, aber Johann Rudolf schien sich einzig für den Genuß des Pfirsichs zu interessieren.

«Ich habe nie etwas ähnlich Herrliches gegessen», sagte er in ehrlicher Bewunderung.

«Und doch sollten auch Sie Pfirsiche ziehen können, Basel hat ein günstiges Klima; auf welchem Grade liegt es?»

«Vom Himmelslauf und wie die Gelehrten alles errechnen, verstehe ich nicht viel», meinte Johann Rudolf bedauernd, «aber das weiß ich, daß wir alle diese Kriegsjahre unter einem unglücklichen und gefährlichen Klima gelegen, in dem wir für andere ständig Kosten und Mühen zu erdulden hatten. . . aber jetzt, wo unsere großen Nachbarn zum Rechten sehen, werden wir in ein glückliches Klima rücken.» . . . Würde der Herzog jetzt das Visier öffnen? Longueville sah einen Augenblick in seinen Bedach, als läge auf dem goldenen Grunde der Stein der Weisen. Dann sagte er mit großer Gewichtigkeit:

«Das Recht unserer Bundesgenossen liegt uns allerdings sehr am Herzen. Sie tragen unsern Friedensartikel bei sich; ich werde noch mehr tun, Herr Gesandter: Ihnen einen Zusatzartikel überreichen, mit dem Inhalt, daß Frankreich die Versprechungen des Artikels halten wird, komme, was mag. Dafür aber soll einzig und allein

unsere Fassung in das Friedensinstrument aufgenommen werden.»

Johann Rudolf sah bestürzt in Longuevilles lauernde Züge. «Ich danke Eurer herzoglichen Gnaden; ein bindendes Versprechen wäre zwar ein starker Rückhalt, doch würde ein Vorschlag wie der Eure, Herr Herzog, die Eidgenossenschaft um des Kaisers Wohlwollen bringen. . . wenn ich indessen eine Bitte aussprechen darf, so möchte ich wohl die doppelte Gnadensonne zu einer einzigen verschmelzen dürfen.»

Longueville schien die Bedeutung in Wettsteins Worten zu überhören, er hatte sich erhoben und wiederum nach Johann Rudolfs Hand gegriffen; er führte seinen Gast in die privaten Gemächer zurück.

Wettstein versuchte, sich zu verabschieden, in der Hoffnung, einem peinlichen Gespräch auszuweichen, aber der Herzog hatte sich von dem aufwartenden Kammerjunker eine lederne Kassetten überreichen lassen. Dem seidenen Polster entnahm er eine lange, goldene Kette, deren talergroße Glieder am Ende eine juwelengeschmückte Kapsel mit dem Bilde des Herzogs trugen. Gewandt legte Longueville das Geschmeide um Wettsteins Hals, der überrascht verstummt war.

«Mit Ehren, die unsern Bundesgenossen geziemen, wollen wir sie an uns ketten», sagte der Herzog feierlich. Johann Rudolf brannte die Kette auf seinem dankbar gebeugten Nacken, als seien ihre Glieder aus glühendem Metall. «Nehmen Sie diese Feder, mein lieber Herr Gesandter und setzen Sie Ihren Namen unter ein Versprechen, das Sie endlich von der Marter der Ungewißheit erlöst. Frankreich allein ist Euer Freund von heute an, was immer auch Kaiser und Reich Euch für die kommenden Tage vorgaukeln mögen.»

Johann Rudolf griff nicht nach der Feder. «Es wäre nicht gut, im Rausche der Dankbarkeit so Großes zu unterschreiben.» Wettsteins Stimme erklang in höfischer Ergebenheit, aber sein Herz schlug ihm vor Zorn, daß man ihn mit einem »douceur« einfangen wollte. «Der Herzog wird mir eine Bedenkzeit nicht verwehren.»

Longueville hob die schwere Kette, die um Wettsteins Schultern lag, ein wenig. «Ist diese Gnadenkette keine Gegengabe wert?»

«Eine so hohe Ehrung kann ein schlichter Bürger nie erwidern, auch fühle ich in meinem innersten Herzen, daß Eure herzogliche Gnaden nicht gewillt waren, mir meine Mannesfreiheit mit der Fessel der Dankbarkeit zu rauben.»

Longueville sah ein wenig aus der Fassung gebracht in Johann Rudolfs harte blaue Augen, in denen jeder Funke diplomatischer Schmiegsamkeit erloschen war. . . dieser Wettstein! D'Avaux hatte den Schweizerkönig wieder einmal unterschätzt, er, Longueville, hatte es ja zum voraus gesagt, daß er den kürzeren ziehen würde; und nun konnte er nicht einmal umhin, eine herzliche Freude an dem geraden Mann zu haben. Zugleich gerührt und ärgerlich lachte er auf.

«So gedenken Sie also mit unserm Friedensartikel nach beiden Seiten Handel zu treiben, Sie schlaue Kaufmann! Und wir sollen ja und Amen sagen!»

Johann Rudolf schüttelte den Kopf: «Ich will keinen Handel treiben. Aber diese Gnadenkette», er legte beide Hände auf die Brust, «gibt mir Vertrauen, Eure herzogliche Gnaden um eine Hilfstat zu bitten, die ich sonst nicht auszusprechen gewagt hätte, nämlich diese: unter dem Schild der Freundschaft Frankreichs um mein Recht kämpfen zu dürfen. Nur das Haus Habsburg kann uns die Souveränität verleihen, aber der Kaiser zögert und zögert. Senden wir über den Artikel, den mir der Herr Herzog vorhin überreichte, an den Kaiser, so kann er uns eine Gnade nicht verweigern.»

Longueville warf ärgerlich den Kopf in den Nacken. «Volmar behauptet zwar, der Brief des Kaisers sei auf dem Wege.»

Johann Rudolf trat einen Schritt näher. «Herr Herzog, nur was zwischen uns gesprochen wird, soll gelten! Eure herzogliche Gnaden wissen, daß wir Frankreichs treue Verbündete sind. Bald sollen die Bundesverträge erneuert werden, wie könnte es da Frankreichs Vorteil sein, wenn ich unterschreiben wollte, was eine Schwächung meines Landes wäre, denn dieser Einsicht wird sich der Herr Herzog nicht verschließen: Wenn wir uns den Kaiser zum Feinde machen und gar noch das Reich, so müßten wir auf lange Zeiten hinaus die Hälfte unserer Kraft nach jener Seite verschwenden.»

Johann Rudolf hatte schnell und klar gesprochen, das Aufdecken seiner Karten war nicht ohne Gefahr, aber er hatte keinen andern Trumpf in der Hand. Longueville hatte das Lorgnon aufgesetzt und den Mund geöffnet. Eine solche Sprache hatte er unter Diplomaten noch nie gehört. . . Wenn nur d'Avaux zugegen wäre, wie sollte er sich allein gegen so viel Ehrlichkeit wehren? Mit schwacher Stimme sagte der Herzog schließlich:

«So wollen Sie mit unserer Hilfe den Kaiser zu Ihren Gunsten zwingen und gelingt es, so dürfen wir unsern Artikel wieder einstecken, und Sie fahren unter Habsburgs Segen in die Freiheit.»

«Unsere Freiheit ist gerade jener Vorteil, auf den ich Eure herzogliche Gnaden hinwie. Mazarin wird die alten Verträge lieber mit einem Volke erneuern, das endlich die Füße ganz aus der Fessel gezogen hat.»

«Und fügt der Kaiser sich den Wünschen des Reiches und verweigert die Souveränität? Wie heißt dann die Lösung, Herr Bürgermeister?»

(Schluß folgt)



AN TÜCKI- SCHEN ÜBERGANGSTAGEN ERST RECHT OVOMALTINE

Ovomaltine ist zu allen Zeiten gut, um den Körper zu kräftigen und zu festigen, am meisten aber dann, wenn die Gesundheit durch ungünstige Verhältnisse gefährdet ist, wie an nasskalten Tagen.

Ovomaltine, als Frühstückstrank genommen, geht rasch ins Blut über, sie bildet Wärme und Energie und hilft so mit bei der Abwehr der gesundheitsstörenden Einflüsse.

Die Gesundheit ist bei den meisten Menschen in den Uebergangszeiten am empfindlichsten. Rationelle Kräftigung ist doppelt notwendig; rationelle Kräftigung aber ist Ovomaltine-Ernährung.

Eine Tasse

OVOMALTINE

zum Frühstück, als Schlummertrunk,
für Kinder und Erwachsene

A 323

*Nur Ovomaltine
schafft Ovomaltine-Erfolge*

Ovomaltine ist in
Büchsen zu Fr. 2.-
und Fr. 3.60 über-
all erhältlich

Dr. A. WANDER A-G, BERN